

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1933-1936 1934

192 (15.7.1934) Unser Leben im Buch

Unser Leben im Buch

Jahrgang 1934, Folge 9

Beilage des „Führers“

Ricarda Huchs Sendung

Zum Geburtstag der Siebzigerin am 18. Juli

Ein freundliches Dreigestirn, das am Gefühlschimmel der Frauendichtung des deutschen Volkes leuchtend strahlt: Die kindlich-fromme Annette von Droste-Hülshoff, die markige Dichterin Agnes Miegel und das flammende Herzwunder der Ricarda Huch! Wo Annette Geist und Gott und Volk in den Blutströmen der Natur und ihrer ewigen Gesetze ranschen hört, Agnes Miegel in ihrer geheimnisvollen Ursprünglichkeit die Menschen und ihre Leidenschaften aus dem Dasein heraus begreift, reichen die Gedanken und Hände der Ricarda Huch über die engeren Bezirke persönlicher und zeitlicher Lebens in die Geschichte ihres Volkes und in den Raum der Welt hinaus, tieferen Wurzeln und Erleben nachzuspüren, um zu der großen Synthese „Volk“ zu gelangen.

Man fragt sich immer wieder: Wie war es möglich, daß eine Frau, die Verse und Nieder schrie, welche die ganze Fülle des Lebensgenusses ausströmen, dem deutschen Volke ihre Geschichte des Dreißigjährigen Krieges schenken konnte. In diesem Roman des „Großen Krieges“ legt sich der Schatten der Feldherren und Soldaten, der gemarterten Bauern und vernichteten Bürger, der geschändeten Frauen und aller gequälten Kreatur wie ein schwerer Alp über die deutschen Landschaften. Wie blutige Komete fahren sie über den nächtlichen Himmel dahin, die Tilly, Weimar, Gustav Adolf und Wallenstein im lebenszerstörenden Wahnsinn einer aus allen Fugen geratenen Weltordnung, indes der Lutherische nach dem reinen Evangelium längt in dem Getöse römisch-spanisch-französischer Politik untergegangen war. Die ganze lächerliche Umständlichkeit, die Ziellosigkeit der Führer, die dumpfe Lebensangst der Geführten ... und dabei: Welche unübersehbare Fülle der Erscheinungen! Es ist der letzte Kampf, bei dem der Glaube des Mittelalters gegen das Schreck und die mathematischen Formeln des Astronomen, den das Volk gegen seine Peiniger, die vielen Hundert Fürsten und Fürstlein, ansträgt, um dann in dem brennenden Nationalismus des 18. Jahrhunderts und in der völkischen Berriffenheit des Absolutismus zu versinken. Der ganze Kammer über das sinnlos vernichtete Leben der deutschen Stämme breitet sich über das Werk.

Aber über allem Geschehen liegt etwas Ueberschwängliches, Entsetzliches, Schönes! Die Unberechenbarkeit in Ursprung, Ablauf und Ende des gewaltigen Ringens deutet, wie Ricarda Huch in ihrem Buch „Luthers Glaube“ sagt, auf Gott! Der Atem Gottes bläst auch das Chaos wieder zur Sinn- und geschehenfüllen Einheit zusammen. Dieses Wissen von den ewigen Kräften, die dem deutschen Volke innewohnen, durchweht nur nicht diesen einzig dastehenden Roman, sondern alle Werke der Dichterin, darin sie dem „zielgeleiteten Zufall“ in der Geschichte nachspürt. Außer „Luthers Glaube“ erwähnen wir noch die Charakterstudie „Wallenstein, Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento“, den „Sinn der Heiligen Schrift“ und „Das Leben des Grafen Federico Confalonieri“.

Mit geradezu intuitivem Blick erkennt die Dichterin die verhängnisvolle Wechselwirkung, die zwischen den Lebensbedingungen eines Volkes und seiner Zukunft besteht, die ihr geschickliches Spiel treibt mit ganzen Geschlechtern und sie erbarmungslos zugrunde richtet, wenn sie die heilige Akerkrume verlassen, Korn und schwarzes Brot verachten, und die Erscheinungen technischen Könnens über die schöpferische Tat des Säumers stellen. Wohin kommt ein Volk, dessen Chemiker mit Hilfe raffinierter Formeln die schönsten Purpurfarben herstellen und das auf den etwas schäbigen Purpur der Alten herabsieht? Da schreibt sie den lapidaren Satz: „Je imposanter unsere Purpurfarben werden, desto mehr bedürfen wir der Menschen!“ Technik, Zivilisation und Systematisierung fressen die Kraft ganzer Völker weg, wenn nicht Schöpferwille, Naturverbundenheit und Organisation so stark entgegenwirken, um die Zerlegung jener anzuhängen; wenn in ihrem Schatten und von ihrer Wirklichkeit gespeist, nicht die Wachen, deren Schuttern hoch und stark genug sind, den Purpur zu tragen. Jedes Mal, wenn es an der Zusammenfassung solcher Geister und Hirne gebracht und das Nüdergetriebe die Kraft eines Volkes zerrieb und auslaugte, wenn das Gold auf den Thron sich setzte und Gott in die Tiefe stieg, war die Stunde der völkischen Vernichtung nahe. Es ist derselbe Geist, der aus Schillers Geschichtsauffassung spricht, wenn er im Don Carlos an der Mechanik der Weltuhr verzweifeln den Philipp rufen läßt: „Nicht gib mir einen Menschen, gute Vorsicht!“ ... einen Menschen, der im Zentrum seines Daseins unerlöschlich ruht und in dem Umwirbeln seiner Kräfte

den großen Schöpfungshauch trägt, der bläst, wo und wann er will.

Die Lyrikerin in ihr, der fordernde Mensch, die liebende Frau, reicht weiter und tiefer, als ihre Erzählkunst will und vermag. Ihr Stil ist ernst und streng, die Letztern stehen da, wie mit Messern aus harten Holzstücken geschnitten. Prachtvoll bauen sich die Sätze auf und erreichen oft Gipfel, die Einblick in die tiefsten Täler unserer Volksseele gewähren.

Die geschichtliche Stunde der Siebzigerin ist gekommen. Ihre Sendung beginnt sich zu erfüllen. So kann sie unser Volk durch ihre Dichtung zu dem zurückführen, was den Ahnen und Urabnen die Kraft gab, Jahrtausende zu überdauern: Der Glaube an die Heimat, der Weltstreit zwischen Pfing und Senie, das Ringen um Gott und das Wissen um die eigene Ehre. Ihre Hand weist die Deutschen in den steigenden Tag hinein, ihre Kunst hält ihnen den Spiegel vor: ihr Glaube aber sei ihnen Evangelium: „Das deutsche Volk ist im allgemeinen durchaus kein vornehmer Volk, wie zum Beispiel das spanische, und zwar aus einem sehr erfreulichen Grunde, weil das Chaotische, Elementare, das der Form sich Widerlegenden in den Deutschen noch stark ist. Wo noch viel zu formen ist, hat Gott noch viel zu tun, ist noch viel Zukunft und Leben da.“

Peter Wiemar.

Junge Dichtung der Westmark

Von Max Dufner-Greif

Es ist eine Freude zu sehen, wie der Saatkorn des Westmarkgedankens allerorten im Jungland aufsteigt, und wie die Geister vereint beim Werke sind. Wir greifen zum Beweis nach zwei neuen Gedichtbänden, die von jungen Dichtern der Westmark am Oberrhein geschrieben sind, und legen sie hiermit dem lesenden Volk zum eigenen Urteil vor.

Da ist zuerst das Büchlein „Die brennende Erde“ von Rupert Rupp, einem jungen Saarländischer Dichter, es ist als schöner Geschenkbuch in dem Saarbrücker Verlag der Gebrüder Hoyer erschienen.

Der Inhalt dieser Gedichte ist eine mit leidenschaftlichen Bildern beschworene Apokalypse. Gott dichtet an seiner ewigen Offenbarung fort, solange noch ein Menschenherz schlägt, das weht und schauert den Leser mit Gewissheit aus Rupp in künftigen Pathos geschriebenen Versen mächtig an. Die Erkenntnis dieses jungen Geschlechts scheut vor dem erschütternden Blick in den Abgrund das Dasein nicht zurück. Es ist kein Weg aus diesem wilden Land, in dem wir krumm mit Tod und Teufel ringen, so sagt diese frühe Erkenntnis unerbittlich, aber das junge Blut rebelliert dagegen, denn uns treibt das ungebändigte Verlangen nach der großen Zeit, zu der wir stolz und blind wie die Könige gelangen.“ Durch

eine musikalische Chromatik reichster Gefühle braust dieses Werk hin zum strahlenden Schlußakkord im heroischen Dur. Ein Kritiker schrieb mit Recht über Rupp's Gedichte, diese Apokalypse hätte in Runen geschrieben werden müssen, denn hier ist ein elementarer Genies an der Schöpfung gewesen. Die Sprache Rupp's ist hymnisch beschwingt, ohne je den schlichten Volkston zu verlieren, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir den Gedichtband „Die brennende Erde“ einen wesentlichen Beitrag unserer Zeit zum unendlichen Mythos der Deutschen nennen.

Aus dem gleichen dämonischen Grundgefühl ist das Büchlein „Bilder und Boten“ von Hans Herbert Reeder geschrieben, das dieser Tage in dem Leipziger Verlag von Adolf Klein erschien. Vielleicht helfen diese Zeiten dabei, die Verleger der badischen Westmark darauf hinzuweisen, wie vorbildlich drüber im linksrheinischen Gebiet der jungen Dichtung verlegerische Aufmerksamkeit gewidmet ist, während der badische Nachwuchs draußen im Reich sein Unterkommen suchen muß.

Hans Herbert Reeder stammt blutsmäßig vom Niederrhein, von dort liegt ihm der Wille zum fern beherrichten Wesen eingebrüt, aber sein Wanderweg führte in die für ihn seitdem Schicksalslandschaft gewordene Westmark am Oberrhein, und wie so oft hat Heidelberg in ihm einen zugewanderten Sänger seiner Schönheit gefunden. Der nordische Wille zum Tatsächlichen hat sich in Reeder mit der südlichen Luft am schönen Traumbild als einheitliche Gestaltungsform verbunden. Während Rupp ganz in die apokalyptische Bilderwelt des eigenen Genies gebaut ist, immer wieder nach den fernsten Sternen strebend, sucht Reeder mit oft harter Unerbittlichkeit die Gestalt des Ewigen im erbarmungslos nüchternen Alltag. In drei Gedichtreihen geht er die von Dämonen umlagerten „Wege zur Mitternacht“, bis ihm die „Bilder und Boten“ im Traumreich der Morgenröthe die Geschichte „Schan des Schönen“ bringen. Was bei Rupp noch Ahnung und mutige Zuversicht bleibt, das zeigt Reeder schon als erreichtes Ziel, denn wie weit ihn sein Wanderweg auch ins Reich der Gedanken trieb, zuletzt zwingt Reeder sein Werk gebündelt zum politischen Erkenntnis: „Unser Reich kommt!“

In diesen beiden Gedichtbänden begrüßen wir die dichterische Jugend der Westmark am Oberrhein. Rupp noch den Erregungen des Junglingsalters nahe, Reeder schon beherrschter im ersten Mannestum schreitend, und wir fühlen mit hoher Freude, daß hier Aufbruch und Zielpunkt in vorbildlicher Weise gezeigt sind: die Gefahr des Schwärmens in der Ekstase, von der Minister Goebbels kürzlich sprach, ist hier durch strenge Form gebündelt, und eine von ihrer Verantwortung sich bewußte Jugend beweist, daß sie nicht nur marschiert und manifestiert, sondern auch hochwertige Kunstwerke zu schaffen vermag.

Die sechs Bücher des Monats Juli

Zum zweiten Male hat die „Reichschrifttumstelle“ beim Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda am 12. Juli sechs Bücher herausgestellt, um dem Volk Anregung zu geben. Schon der erste Monat hat gezeigt, daß mit der Aufstellung dieser Werke die Nachfrage nach ihnen sehr zunahm. Das werdende Photo, das, wie im letzten Monat, wieder dem Jahrbuch „Das deutsche Volk“ entnommen und von der Reichschrifttumstelle in den Werberahmen eingeklebt wurde, zeigt symbolisch als Auschnitt die leuchtendste Fläche eines Sees, in den ein Sprungsteig mit zwei Schwimmern hineinragt.

Zwei Buchreihen sind diesmal herausgestellt. In der Reihe „Die sechs Bücher zu den Fragen der Zeit“ wird für rassen- und bevölkerungspolitische und kulturgeschichtliche Werke geworben. „Das deutsche Nationaldenkmal“ von H. Schrade konnten unsere Leser aus einer zusammenfassenden Darstellung auf der Kulturseite vom 13. Juli in seiner ganzen Bedeutung erkennen.

Aus dem im Kornverlag erschienenen Roman „Merve“ von Grabenhorst, der in der zweiten Reihe „Die sechs Bücher deutscher Dichtung“ aufgestellt wurde, finden unsere Leser einen Abschnitt auf dieser Seite. Diese Hinweise sollen ihnen Anregung geben, mitzulesen

an der Aufbauarbeit der Reichschrifttumstelle.

Die Liste der „Sechs Bücher des Monats“ Juli wollen wir hier noch einmal zusammenstellen.

- Die sechs Bücher zu Fragen der Zeit
- Grob, Rassenpolitische Erziehung (Kunzer & Dünhaupt) 0,80 RM.
 - Glanz, Rasse und Seele (H. B. Lehmann) 7,00 RM.
 - Locher, Vom Völkertum (E. Kabisch) 3,75 RM.
 - Schrade, Das deutsche Nationaldenkmal (Langen-Müller) 4,80 RM.
 - Mühlner, Land ohne Kinder Land ohne Zukunft (E. S. Mittler & Sohn) 1,50 RM.
 - Diefel, Deutschland arbeitet (Eckart-Verlag, Berlin) 2,25 RM.
- Die sechs Bücher deutscher Dichtung
- Die Edda, übertragen von Felix Genzmer (E. Diederichs, Jena) 3,60 RM.
 - Das kleine Gedichtbuch (Langen-Müller) 0,80 RM.
 - Bauer, Das Feld unserer Ehre (Paul List) 5,20 RM.
 - Grabenhorst, Merve (Korn) 5,50 RM.
 - Miegel, Die Fahrt der sieben Ordensbrüder (E. Diederichs, Jena) 0,80 RM.
 - Zillich, Sturz aus der Kindheit (L. Staackmann) 3,50 RM.

Merve betet

Von Georg Grabenhorst.

Dieser kleine Abschnitt ist aus dem Roman „Merve“ von Georg Grabenhorst entnommen. Das Werk, das im Verlag W. S. Korn, Breslau (Kab. 5,50 M) erschienen ist, gehört zu den „Sechs Büchern des Monats“, die im Juli von der Reichschrifttumstelle in Berlin ausgewählt wurden.

Merve Groothuis hatte schwimmen und reiten eber und leichter als beten gelernt. Man war nicht sehr fromm in Farenholz, jedenfalls war man es nicht in der Art wie in Velder, wo die alte Gräfin alle vierzehn Tage für die Tagelöhnerfrauen und Josen Vibelstunden abhielt, sie mit „meine Liebe“ und „Ach, Sie Gute“ anredete und auf eine Meile im Umkreis zur Konfirmation Gesangbücher und zur Hochzeit Bibeln verschickte. In Farenholz beschränkte man sich darauf, seine Leute anständig zu behandeln, den Pfarrer ein und das andere Mal im Jahr zum Tee ins Haus zu bitten und im übrigen zu den Festtagen und ein paar Sonntage darüber her zur Kirche zu fahren und in dem von der Gemeinde wohl beobachteten Herrengefühl über der Predigt nicht einzuschlafen.

Man hatte ja einigen Grund, zu Gott ein besonderes Verhältnis zu haben, und wie man von seinen Toten nicht sprach, so schwieg man auch von Gott, solange es irgend anging. Es war besser so. Man ließ ihn in Frieden, man machte einen Strich unter die offenen Rechnungen, die der läche Tod so vieler geliebter

und nächster Menschen zwischen Gott und den Groothuisen einmal hatte stehen lassen, man begann ein neues Konto, ein weniger umfangreiches, weniger genau geführtes, ein Konto, das man eigentlich nur um der Form, um der Ordnung willen einrichtete und um das man sich sonst nicht eben viel bekümmerte.

Wozu sollte es taugen? Das frühere Vertrauen war nicht mehr da, und zurückgewinnen? Von heute auf morgen war das nicht möglich. Man ließ es also gehen, wie es gehen wollte. Die abendlichen Gebete, früher einmal die demütige Abrechnung und Versicherung des Tages, die gesammelte Kraft der Liebe und des Glaubens, blieben noch eine Zeitlang Suche und Klage nach Verlorenem, dann waren sie müder Vorwurf und Gewohnheit geworden, und endlich vergaßen sie sich ganz, unmerklich, einfach, weil es nichts mehr gab, das an sie erinnerte, das sie vermissen ließ.

Nun kehrten sie für Merve wieder in einer sonderbar veränderten, verzerrten Gestalt. Ihre heiße, flackernde Rede begann sie mit Sähen wie diesen zweifelnden, ungläubigen, mit diesen drohenden und erpresserischen: „Wenn du bist, Gott . . .“, haben sie an, „wenn dir noch etwas an mir gelegen ist, Gott . . .“. Wenn nicht alles, was sie von dir predigen, von deiner Güte und Hilfsbereitschaft Lüge und Betrug ist, Gott . . .“. Wenn du nicht willst, daß ich mich verliere, daß ich mich verachte und verabscheue, Gott . . .“ und endlich brachen sie aus, empört aus ihrer tiefsten Erniedrigung und Verzweiflung: „Wenn du mich verrätst,

Gott . . .“, schrien sie, „wenn du mich verraten willst, Gott, du mich, der ich hier auf den Knien vor dir liege und dich anlebe . . .?“

Betet man so? Wenn, wenn, wenn?

Wer will beschreiben, was beten heißt, wer will jene inbrünstigen Minutenewigkeiten ergründen, die eine hingeebene, im Glauben ruhende Seele im Gebet erlebt? Eins aber, soviel ist gewiß, Merve Groothuis, heißt beten nicht: Vorbehalte machen, Bedingungen stellen und drohen. Beten heißt bitten, demütig bitten, Merve, und sich dem Willen Gottes unterwerfen im blinden Vertrauen. Du aber vertraust nicht, bittest nicht, du kommst zu Gott wie zu einem Händler und Kurpfuscher, dem du im Grunde deines Herzens tief mißtraust, zu dem dich nur die Verzweiflung getrieben hat, und den du, um die Stimme deines Gewissens zu betäuben, nun auch als einen Pfuscher und Scharlatan ansiehst. Weil du es eigentlich nach deinem Wesen für feige und deiner unwürdig hältst, jemanden um Hilfe anzuflehen, um den du dich bis dahin gar nicht gekümmert hat, erniedrigst du ihn, den du anrufst, hoffst du ihn, diffamierst du ihn den Preis, machst du deinen Glauben zahlbar wie eine Münze, die man erst auf den Tisch legt, wenn der Pfuscher seine Wunderjabe herausgerückt hat und die bestirgte Wunde Linderung gefunden.

Nein, Merve, so beschwört du den Aufruhr deiner Seele nicht. Man kann vor einem Vergangenen fliehen, vor dem Gegenwärtigen aber gibt es keine Flucht, hier nicht, für dich nicht.